

Marys Geschichten

Autor(en): **Sauter, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **71 (1996)**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-700753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marys Geschichten

Lisas Rache

Grossvater ist im «Liirer» am Mähen. Ich soll das Gras holen. Hans, mein Bruder, spannt «Lisa», das Pferd, vor den Federwagen. Er ist goppel schlechter Laune heute, jedenfalls schimpft er heftig über den störrischen Gaul. Hans lamentiert, das Ross schäumt. Ängstlich übernehme ich die Zügel. Auf dem Höhepunkt seiner Wut versetzt Hans der «Lisa» einen Tritt in den Hintern. Das Pferd erschrickt und brennt durch – mit mir. Irgendwie erreichen wir den «Liirer», doch bin ich nicht imstand, das Gefährt anzuhalten. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als im Kreis herumzufahren, bis «Lisa» müde ist und von selbst stillsteht.

Grossvater steht, das Kinn auf die Sense gestützt, in der Mitte und meint lakonisch: «Schicked grad no chlänneri Goofe go gräse.» Ich bin 9jährig.

Meine ersten Holzschuhe

Es ist ein kalter, nasser Oktobertag. Wie so oft bin ich am Hüete und wie so oft jammere ich, da barfuss, über meine kalten Füsse. Vater findet das nicht halb so schlimm. Schliesslich sei noch lange nicht Winter, «und überhaupt kannst du deine Füsse im warmen Kuhdreck wärmen, musst sie ja sowieso waschen am Abend.»

Dass ich einen Tag nach dem Kreuzlinger Jahrmarkt nigelnagelneue, schwarz glänzende Holzschuhe besitze, verdanke ich Frau Bahnwärter Seiler. Sie bringt sie mir auf die Weide, da sie nicht länger mitansehen kann, wie ich mit blossen Füßen im nasskalten Gras stehe. «Du wirst dir ein Nierenleiden holen – ‹für diner Läbtig› meint sie.

Der «Trämel» am Tenntor

«Sind da doch saublödi Wiiber, wo do chönd de Grind aaschloh», lärmt der Vater. «Hundert, zwoehundert – wa säg i o –, drühundert Johr scho isch dä Trämel am gliiche Ort. Er stört do niemer. Aber nei, d'Madame isch z'nobel zum sich bücke. Ganz recht! Hoffentli giits es grossi Büüle!» «D'Madame» ist Vaters Schwiegermutter. Eine bewundernswerte Frau. «Madame» tituliert sie unser Vater verächtlich, weil sie stets gut gekleidet und mit Hut daherkommt. Johanns Getue macht ihr nicht den geringsten Eindruck. Grossgewachsen steht sie vor dem viel kleineren Schwiegersohn und «putzt em s'Mösch». Wenn er vernimmt, dass uns Grossmutter besuchen wird, meint er jeweils schnippisch: «Chunnt d'Madame wieder?»

Ein paar Monate später. Derselbe Trämel, am selben Ort und aus demselben Grund dieselbe Beule – aber nicht am selben «Grind». Dasselbe Gezeter von Johann, doch nicht dieselben Worte.

Schuld sei der saudumme Zimmermann. «Ame no blödere Ort chönnt me dä Trämel nüme anemache. Da woess jo jede Dubel, da me do mo durelaufe. Aber nei, präzis uf Grindhöchi mo da dumm huere Holz si. Do mo me jo de Grind aaschloh!» Fluchend nimmt er den vermaledeiten Trämel, sägt ihn in kleine Stücke und wirft diese ins Feuer.

Quizfrage: Wer hat wohl diesmal «d'Büüle am Grind»?

Kleine Ursache, grosse Wirkung

«Uusgrächnet etz mo da Vorhangringli uf em Chuchibode liege ...». Für Vater eine willkommene Gelegenheit, seiner Wut Luft zu machen. «Kein Wunder, bringt man es zu nichts in diesem Haus, wenn so ‹güüdet› wird. Auch ein Vorhangringli kostet Geld. Aber das ist euch ja Wurst. Ihr wisst gar nicht, woher das Geld kommt.» Schimpfend und fuchtelnd geht er sich am Schüttstein die Hände waschen. Dabei stösst er ein Glas um. Sie ärgern ihn jetzt alle, die Gläser aus der Wirtschaft, die auf dem Tropfbrett stehen. Schwungvoll stösst er sie mit beiden Vorderarmen in die Ecke. Sie haben jetzt auf kleinstem Raum Platz ...

Den soliden Schnaps- und Kaffeegläsern ergeht es wie uns: es ist ihnen Wurst! Doch die Biergläser sind alle kaputt. Vaters Spruch von der Hausfrau, die in ihrer Schürze mehr aus dem Haus trägt, als der Bauer mit vier Pferden hineinbringt, ist hier angesichts der Scherben fehl am Platz ...

Übrigens: das Corpus delicti (sprich: Vorhangringlein) lässt sich noch verwenden, obschon es auf dem Boden gelegen hat – im Unterschied zum Heftpflaster, das Vater für seine Schnittwunden benötigt. Wer hät etz güüdet?

Veränderlich – bewölkt – stürmisch – Orkan

Ein besonderes Vergnügen ist es uns, auf dem gefrorenen See Schlittschuh zu laufen – auch wenn wir die «Schruubedampfer» immer wieder mit dem Schlittschuhschlüssel anziehen müssen. Müde und durstig marschieren wir heimwärts und freuen uns auf den heissen Kakao, den uns die Mutter bei dieser Gelegenheit jeweils macht. Wir sind froh, dass sich bei keinem der Schuhabsatz gelöst hat, wie es bei häufigem Festmachen mit dem Schlüssel vorkommen kann. Allerdings wüssten wir so, warum der Vater, kaum sind wir zu Hause, zu toben anfängt ... Er nimmt den Krug mit dem Kakao vom Herd und stellt ihn so wütend auf den Küchentisch, dass das Gefäss zerbricht und der Inhalt bis an die Decke spritzt. Das Nachsehen haben wir Kinder. Der köstliche Kakao fliesst über den Tisch, tropft auf den Fussboden. Wer aufzuputzen hat, ist wohl klar – Vater hält nichts vom Verursacherprinzip. Der Fleck an der Decke bleibt. Die Mutter meint, die Leute sollten nur sehen, «wa da för en veruckte Chaib isch».

Ein verlässliches Barometer für Vaters Wutanfälle ist das «Chuchischächtli». Die beiden oberen Türchen sind verglast. Ist seine Laune «veränderlich bis bewölkt», schlägt sie Johann kräftig zu, doch nehmen sie keinen Schaden. Bei «Sturm» macht sich das rechte Glas selbständig und landet auf dem Küchenboden. Zerspringt auch das linke Glas, wissen wir, dass Vaters Wut Orkanstärke erreicht hat.

Weshalb die beiden Küchenschranktürchen bald einmal ohne Glas sind? Weil es billiger ist. Denn der nächste Sturm kommt bestimmt. Und wo kein Glas ist, gibt es keine Scherben...

Die Langwies

Wunderschön im Wald eingebettet liegt die Langwies. Gehören tut sie der Bürgergemeinde, gepachtet hat sie seit Jahren unser Johann. Ein

Paradies für die Hüeterbuben und -meitli, weitab von den gestrengen Augen des Vaters.

Morgens, nach dem Melken, ziehen wir los und kehren erst abends, vor dem Melken, wieder zurück. Für einen Weg brauchen wir eine gute halbe Stunde. Am Mittag machen wir ein Feuer und wärmen die mitgebrachte Suppe im Kesseli. Wie das schmeckt, auch wenn es nur Brot dazu gibt und man sich die Wurst denken muss! Da die Langwies so weit weg ist, dürfen wir immer zu zweit hüten, obschon man zu zweit manchmal weniger sieht als allein ...

Mein Bruder Werner und ich hüten. Da die Wiese mitten im Wald liegt, besteht keine Gefahr, dass die Kühe beim Nachbarn Klee fressen. Wir haben deshalb Zeit, uns zu tummeln, was Werner denn auch ausgiebig tut. Da ich sieben Jahre jünger bin, ist er der Chef.

Ich bin am Farnkrautsammeln, Mutter hängt es im Hühnerhaus auf, es soll dort die Läuse fernhalten. «Gang go s'Väh zelle!!!» ruft Werner aus dem Dickicht. Ich befinde mich nur wenige Schritte weit im Wald, so dass ich bald die Übersicht auf die ganze Wiese habe. Oh Gott! Das darf doch nicht wahr sein! Ich kann keines der Tiere sehen. «Es sind koni meh do», rufe ich voller Angst meinem Bruder zu. «Du söllisch s'Väh zelle, hani gseht!» wiederholt er. Es braucht einiges, bis er mir glaubt, dass die acht Kühe samt «Sepp» und «Toni», den Ochsen, verschwunden sind. Schrecken durchfährt uns. Werner nimmt die Geissel, klöpft wie wild und ruft in einem fort: «Sepp, Toni, Sepp, Toni!» Wir wissen, dass die beiden die Herde anführen. Wenn sie abhauen, folgen ihnen alle Kühe.

Wir suchen vergebens. Werner schickt mich nach Hause. Unterwegs soll ich Ausschau halten und dann im Stall unbemerkt nachsehen. Vater darf auf keinen Fall etwas ahnen. Ich renne so rasch ich kann, komme aber erfolg- und atemlos zurück. Die Lage wird ernst. Ich bin dem Weinen nahe. Zum Glück ist Werner der ältere. Ohne Kühe dürfen wir uns nicht nach Hause wagen. Wir suchen und rufen und pfeifen und Werner klöpft immer lauter mit seiner Geissel. Mich beruhigend schlägt er vor, eine Grube auszuheben und Reisig darüber zu legen. So würden die Kühe hineinfallen ... Ich spüre jedoch, dass auch er von seiner Idee nicht überzeugt ist.

Mittlerweile sind wir im Ermatinger Wald angekommen, die Strasse führt gegen Wäldi. Wenn ich jetzt einfach weiterlaufe, bin ich in fünf Viertelstunden bei meiner Grossmutter ... Doch halt! Schimmert da nicht

etwas Helles zwischen dem Grün der Bäume durch? Nicht weit vom Waldrand entfernt stehen der «Sepp» und der «Toni» und mit ihnen sämtliche Kühe. Sie schauen uns Aufgeregte nur dumm an ...

Kardonnerstag ...

Auf dem Heimweg von der Gotte komme ich an Göttis Haustür vorbei. Seine Frau ruft mich hinein. Mit nassen Augen drückt sie mir sechs Silberlöffeli in die Hand.

Seit zwei Jahren darf ich vom Götti nichts mehr annehmen, weil sich Vater mit ihm verkrachte. Der Frau meines Göttis tut dies sehr leid. Sie meint: «Dafür kannst du ja nichts, das ist wirklich ungerecht.» Frau Fischer heisst mich die Löffel verstecken. Sie seien das Konfirmationsgeschenk. «Nimm sie, bitte!»

Dem Vater entgeht es nicht. Was ich da habe? «Löffeli vom Götti, zur Konfirmation ...». Auf der Stelle müsse ich sie zurückbringen, «vu dene wott i nünt im Huus». Aber es seien doch meine Löffel, entgegne ich. «Goht mi nünt a, bring die Löffel ume.» Ich wehre mich. Ich hätte die Löffel dankend angenommen, zurückbringen müsse er sie selber. «Du willst sie ja nicht, mir gefallen sie!»

So viel Frechheit von seinem «Saugoof» macht selbst den Vater für einen Moment sprachlos, und ich benütze die Gelegenheit, schnell zu verschwinden. Mehr noch als die Löffeli, die ich heute noch habe, freut mich die Tatsache, «das i gwunne ha!» Gegen Johann ...

Lebens-Schule

Den ersten Sommer nach der Schulentlassung bringe ich ganz gut über die Runden. An Johannis Schimpftiraden haben wir uns längst gewöhnt. Im Herbst taucht erstmals die Frage des Konfirmandenkleides auf. Vermutlich werde ich Irmelis Kleid anziehen müssen oder etwas von Grossmutter, das sich ändern lässt. Vorbei sind die Zeiten, als in Ermatingen jahrelang Konfirmandenkleider genäht wurden aus dem schwarzen Stoff, mit dem die Bewohner bei Königin Hortense' Tod auf dem Arenenberg ihre Häuser verhängt hatten ...

Im Oktober lese ich eine Anzeige der Dosenfabrik. Mein erster Gedanke ist: Toll! Da kann ich mir das Konfirmandenkleid verdienen. Friedel, meine Schulfreundin, und ich stellen uns vor. Wir werden eingestellt. Doch als es ernst gilt, zwingt Friedels Mutter ihre Tochter zu einem Rückzieher. «Nanei, üses Friedeli mo nid i d'Fabrik, mer sind nid so arm Lüüt.»

So fahre ich halt alleine los, auf Grossmutter's Velo. Im Akkord muss ich Heftpflaster-Büchslis aufstellen, damit der Boden darauf gerollt werden kann. Da ich noch nicht 16 bin, darf ich nicht an der Maschine arbeiten. Bertha Seiler, die Dorfschneiderin, näht mir auf die Konfirmation ein hübsches Kleid mit weissem Krägli. Ich trage meine ersten Pumps – alles selbstverdient.

«Himmelblau, etz bisch aber e Schööni!» ruft Bertha aus, für die «himmelblau» absoluter Superlativ ist.

Ich bin erwachsen

Wenn es stimmt, was der Pfarrer sagt, bin ich jetzt erwachsen. Also kann ich in die Fremde gehen. Die letzten Runkeln sind bei Kellers im Keller. In der rosaroten Zeitung aus Zofingen entdeckte ich ein Inserat, das eine gutbezahlte Stellung oberhalb von Yverdon verspricht. In zwei Wochen kann ich anfangen. Die Mutter hat Bedenken, sie will mich nicht allein fahren lassen, möchte, dass mich die Grossmutter wenigstens bis nach Zürich begleite, wo sie mir beim Umsteigen helfen könnte. «Gib' mir doch lieber das Geld, das Grossmutter's Billett kosten würde», schlage ich vor. «Mich stiehlt keiner.»

Ich lande auf einem abgelegenen grossen Bauernhof. Sechs Knechte sind hier beschäftigt. Alle schlafen im selben Zimmer, direkt neben meiner Kammer. Was ich da nachts alles zu hören bekomme, ist mir ein bisschen unheimlich. Am anderen Morgen nehme ich meinen unausgepackten Koffer, melden mich ab und marschiere hinunter nach Yverdon. Der Monsieur ist wütend – aus begreiflichen Gründen –, und hetzt mir seinen Hund nach ...

In Yverdon suche ich das Büro der «Freundinnen junger Mädchen» auf. Um zwei Uhr fahre ein Zug in die Ostschweiz, informiert mich die freundliche Helferin. Als ich mich daraufhin nach einer anderen Stelle im Welschland erkundige, ist sie sehr erstaunt. «Was, Sie wollen nicht nach Hause fahren?» Oh nein, diese Freude mache ich denen daheim nicht. Was sagte mein Bruder doch, als ich wegfuhr? «Lönd de Kafi nu im Ofenrohr, er isch denn no warm, wenn sie wieder hom chunnt.»

Um vier Uhr nachmittags holt mich die neue Madame ab und bringt mich nach Ballaigues. Ist das eine vornehme Villa! Zwar verdiene ich nur 30 Franken im Monat, doch Hauptsache ist, dass ich eine Stelle habe. Ich bin nun kein nichtsnutziger Mensch mehr. Dass ich schaffen kann, weiss ich, aber dass Arbeit auch gut sein kann, bin ich nicht gewohnt.

Mühe macht mir nur, was in der Küche alles vergeudet wird. Aufgewärmtes kommt prinzipiell nie auf den Tisch. Und einen «Sauechübel» gibt es nicht. «Wenn da de Johann sächt ...».

Im Frühjahr schreibt Madame einen Brief an meine Eltern. Sie möchte, dass ich bei ihr die Haushaltlehre mache. Aber da kommt sie an die falsche Adresse. Im Sommer braucht mein Vater «d Goofe» selbst, sie müssen mitanpacken. Kommst du nicht freiwillig, wirst du geholt, antwortet er drohend.

Jo nu halt denn: «Tägerwile eifach, bitte!»